



DIE BLÄTTER DES HERBSTBRINGERS

Fabienne Siegmund



ohneohren
VERLAG

oh blut
ROMAN

DIE BLÄTTER DES HERBSTBRINGERS

Leseprobe

Fabienne Siegmund

Roman

o/ohneohren
VERLAG

© 2016 Verlag ohneohren, Ingrid Pointecker, Wien
www.ohneohren.com
1. Auflage

Autorin: Fabienne Siegmund
Coverillustration: freepik.com
Sonstige Grafiken: rdevries, openclipart.org
Lektorat, Korrektorat: Verlag ohneohren

ISBN (epub): 978-3-903006-69-0
ISBN (mobi): 978-3-903006-70-6

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und/oder des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Personen und Namen in diesem E-Book sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

PROLOG (AUSZUG)

ALS DER SOMMER STARB

„Wann hört die Kindheit auf, Papa?“

„Sobald man weiß, dass man eines Tages sterben muss.“

Es war Herbst, als es geschah. Jene bittersüße Jahreszeit, in der der Sommer seinen Abschied nimmt, um im Winter sein Ende zu finden. Als Ari Mikalainen mit seiner besten Freundin Mira im Vorgarten spielte, wusste er noch nicht, dass es Tage gab, die niemals endeten, auch nicht mit dem Erwachen des nächsten Morgens.

Nicht einmal geahnt hatte er es.

Ari und Mira spielten einfach, so wie Kinder es taten. Ihr Gelächter erfüllte den kleinen Garten, während sie sich gegenseitig mit Laub bewarfen, dass es auf sie hinabregnete. Die letzten Sonnenstrahlen des Tages warfen ihr Licht auf Aris fast weißblonde Haare, die einen starken Kontrast zu den beinahe rabenschwarzen Locken Miras bildeten. Doch wo Aris Augen das helle Grau eines Regenhimmels spiegelten, waren Miras so dunkelblau wie Saphire.

Gerade warf der kleine Junge einen Haufen Blätter auf Mira, die mit einem Kreischen auswich und sich sogleich revanchierte.

In der Ferne erhob sich der weiße Dom über den Dächern der Stadt, zu seiner rechten flankiert von der roten Kathedrale.

Ihre Eltern waren im Haus und bereiteten das Essen vor.

Die Familien hatten einander schon gekannt, bevor sie überhaupt Familien gewesen waren.

Sie waren die besten Freunde. Immer schon.

Ihre Mütter scherzten in der Küche, und die beiden Männer, Petri Mikalainen und Janne Tuminen, saßen im Wohnzimmer und

genossen ein erstes Bier, während sie Dinge reflektierten, die ihnen das Leben vor die Nase gesetzt hatte. Manchmal blickten sie hinaus zu Mira und Ari, sahen, wie sie tollten und tobten, und lächelten einander zu, glücklich über den Anblick.

Niemand von ihnen glaubte, dass dieses Glück getrübt werden könnte, obwohl sie es alle tief im Inneren besser wussten.

Glück war zerbrechlich, und vielleicht hatte einer von ihnen sogar für einen Moment ein merkwürdiges Gefühl verspürt, das kurze Aufblitzen von Unbehagen, für das es weder Grund noch Ursache gab, und das man nicht greifen konnte, bevor es sich schon wieder im Lachen des Augenblicks verlor.

Die Schatten kamen, noch bevor die Sonne sank.

Sie kamen in einem grauen Kastenwagen, drei an der Zahl, Männer, gekleidet ganz in Schwarz.

Ari sah sie. Angst legte sich um sein kleines Herz.

Auch Mira hielt in der Bewegung inne und drehte den Kopf zur Straße.

Die Autotüren schlugen zu, und die Männer gingen zum Haus, ohne auf die Kinder zu achten.

Ari sah ihnen nach. Etwas sagte ihm, dass diese Männer nichts Gutes im Sinn hatten. Seine Mutter stand hinter dem Küchenfenster, und als sie ihm zuwinkte, deutete er auf die Straße, doch seine Mutter konnte den grauen Wagen nicht sehen und zuckte nur mit den Schultern. Schon im nächsten Moment lachte sie über etwas, das Miras Mutter gesagt hatte, und achtete nicht mehr auf ihren Sohn, der immer noch winkte und auf die Straße deutete.

Ari konnte sehen, dass die Männer das kleine Tor öffneten, das zum Haus führte. Zwei von ihnen wirkten riesig und hatten etwas an sich, das sie auf Ari gefährlich wirken ließ. Manchmal spürte er solche Dinge.

KAPITEL 1 (AUSZUG)

SCHATTENSPIELER

„Papa, was ist Glück?“

„Alles, mein Kind. Ein Lächeln, eine Träne, ein winziger Augenblick.“

Fünfzehn Jahre später ...

Gelächter und Stimmen erfüllten die Straßen. Die Dämmerung hatte bereits ihren Mantel aus Abendrot, Schatten und Nachtfarben über die Welt gelegt, doch das störte all jene nicht, die durch die Stadt strömten, hierhin und dorthin, ins Theater, ins Kino, in Bars, Kneipen und Clubs gingen oder sich einfach vom Leben treiben ließen, weil der Moment sich dazu anbot. Hier und da mischte sich das Summen und Surren von hungrigen Mücken in das Stimmengewirr, Myriaden von kleinen Jägern auf der Suche nach Opfern, und sie fanden sie, in verliebten Pärchen, die Händchen haltend und kichernd nebeneinander her schlenderten, in Gruppen von Jugendlichen, die sich auf Bänken niedergelassen hatten, um sich ein Bier oder etwas anderes zu genehmigen, das ihre Zungen lösen und ihre Hemmungen fallen lassen würde, in alten Menschen, die den Abend genießen wollten, dankbar, dass ihnen ein weiterer Tag Leben zuteilgeworden war, und mit Sicherheit auch in der jungen Frau mit den rötlichen Haaren, die allein durch die Menge ging, die Augen fest auf den Boden gerichtet, um keinem Blick zu begegnen. Sie hastete an all den glücklichen Momenten vorbei, die sie umgaben, die Handtasche fest am Riemen gepackt, der über ihrer Schulter lag.

Manchmal blickte sie auf, kurz nur, wie um sicherzugehen, dass sie noch auf der richtigen Straße war.

Das Geräusch ihrer Schritte verhallte im Stimmengewirr der Umgebung.

Nicht unweit von ihr löste sich eine schlanke Gestalt aus den Schatten der Häuser, nur um gleich darauf wieder mit anderen Schatten zu verschmelzen, mit denen die Laternen Bilder auf die Straßen malten.

Hätte jemand in die Schatten gespäht, hätte er dort die Silhouette eines Mannes ausmachen können, ein Schemen nur, der Kopf seltsam geformt, aber es achtete niemand auf die dunklen Flecken zwischen den hell beleuchteten Asphaltkegeln, auch nicht die beiden Männer, die sich flüsternd miteinander unterhielten.

Der eine von ihnen hatte eine gedrungene Gestalt, sein runder Kopf saß so dicht auf den Schultern, dass man beinahe annehmen könnte, er hätte gar keinen Hals. Er war vollkommen glatt rasiert und stierte aus kleinen, grünen Augen in die hereinbrechende Nacht, während sein Begleiter, der ihn um gut einen Kopf überragte, pechschwarzes, dichtes Haar hatte, das bis zu seinen dicken Brauen reichte, die die braunen Augen darunter in dunklen Höhlen verschwinden ließen.

Die Augen der Gestalt aber, die von Schatten zu Schatten huschte, waren stets auf die zwei gerichtet. Jeder Schritt, den sie taten, machte auch ihr Verfolger, verborgen neben ihnen, unbemerkt, unsichtbar.

Die beiden gingen der jungen Frau mit den rötlichen Haaren hinterher, scheinbar nur zufällig, aber die Gestalt in den Schatten wusste, dass es solche Zufälle nicht gab.

Manchmal drehte sich einer der Kerle um, wie einer unbestimmten Ahnung folgend, einem Gefühl, doch stets wandte er sich schulterzuckend wieder ab.

Die Gestalt in den Schatten lächelte und huschte weiter, doch als die junge Frau vor den beiden Fremden in eine schmale Gasse abbog, verschwand das Lächeln vom Gesicht der Gestalt, und sie spannte die Muskeln an.

Vor dem Eingang der Gasse blieben die beiden Fremden für einen Augenblick stehen und sahen sich abermals um, doch die Menschen, die sie eben noch umgeben hatten, waren hinter ihnen zurückgeblieben, dort, wo das Leben spielte und nicht die Stille einsamer Gassen.

Sie waren allein. Glaubten sie.

Hintereinander betraten sie die Gasse. Sie folgten der jungen Frau, deren Schritte noch schneller geworden waren. Einer von ihnen, der mit der Glatze, lachte, gehässig und so kalt, dass es sich anfühlte, als müsste das Blut in den Adern zu Eis gefrieren.

Auch die Gestalt in den Schatten war erstarrt. Nur ihre Augen folgten den beiden Männern noch, die der jungen Frau mit schnellen Schritten näher und näher kamen.

Schon hatten sie sie eingeholt.

Die groben Hände des Glatzkopfs griffen nach ihren schmalen Armen und zwangen sie so, die Hände aus den Taschen ihres braunen Mantels zu nehmen. Die abrupte Berührung stoppte ihre Schritte. Etwas fiel klirrend zu Boden, vielleicht ein Schlüssel. Die junge Frau wirbelte herum. Ihr rötliches Haar leuchtete im Schein der Straßenlaterne auf, braune Augen suchten panisch nach Hilfe. Ihr Mund öffnete sich zu einem Schrei, doch sie stieß ihn niemals aus, denn schon in der nächsten Sekunde waren ihre Lippen mit einer Hand verschlossen und der dunkelhaarige Mann zog sie nach hinten, dorthin, wo das Licht der Straßenlaterne nicht mehr hinreichte.

Der zweite Mann folgte ihnen.

Die Gestalt in den Schatten sah, wie die Frau sich zu wehren versuchte. Sie trat nach hinten und vorne aus, bemüht, wenigstens einen der beiden Männer zu treffen, doch ihre Tritte gingen ins Leere. Einzig mit den Schlägen ihrer Fäuste traf sie ab und an den Dunkelhaarigen, der ihr nach wie vor den Mund mit seiner Hand knebelte. Doch er ließ nicht von ihr ab, auch nicht, als sie ihn biss. Er schlug ihr so fest ins Gesicht, dass sie benommen taumelte.

Die Männer lachten nur.

Der Glatzkopf erfasste unsanft ihr Kinn und drehte ihren Kopf so, dass sie ihn ansehen musste.

Die Gestalt in den Schatten sah, dass verzweifelte Angst in den Augen der Frau wie Feuer brannte, ein kaltes Feuer, das niemals die Kraft hatte, zu wärmen. Etwas in dem Blick löste das Eis auf, das ihn umklammert hatte, tief, tief in sich.

Behände huschte die Gestalt in die Gasse, sprang von Schatten zu Schatten, und wie ein Schatten selbst kam sie über die beiden Männer, die gerade dabei waren, der jungen Frau die Kleider vom Leib zu reißen und ihr Begehren mit Schlägen begleiteten.

Die Frau hatte aufgehört, sich zu wehren. Die Gestalt konnte aus den Schatten heraus, die sie verbargen, nicht einmal ausmachen, ob sie noch bei Bewusstsein war oder eine gnädige Ohnmacht ihr die Sinne geraubt hatte. Tränen rannen ihr aus den angeschwollenen Augen und flohen über blutverschmierte Wangen. Ihre Lippe war aufgeplatzt.

Der Glatzkopf ging zu Boden, als die Gestalt ihn traf, und für einen kurzen Moment blieb er einfach liegen, doch der zweite Angreifer hatte plötzlich ein Messer in der Hand, das wie eine silberne glänzende Schlange durch die Luft zuckte und den plötzlichen Angreifer immer wieder ausweichen ließ. Die Frau hatte er fallen lassen, wie ein Kind ein Spielzeug fallen ließ, wenn es ein spannenderes, neues fand. Auf dem Gesicht des Fremden lag ein selbstgefälliges Grinsen, und er betrachtete sein Gegenüber mit einer Mischung aus Spott und Häme.

Die Gestalt, die vor ihm stand, war ein Mann, vielleicht zwanzig Jahre alt, vielleicht ein bisschen älter oder jünger, man konnte es nicht sagen, denn sein Gesicht war vollkommen weiß geschminkt, nur über das linke Auge war ein Blatt gemalt, leuchtend grün. Er trug eine Melone, unter der man vage sehr helles Haar erkennen konnte. Die Hutkrempe ließ seine Augen in den Schatten versinken.

Der sonderbare Fremde trug einen alten, abgenutzten Anzug aus braunem Stoff, der hier und da geflickt war, mit verschiedenen bunten Flickern, darunter schaute ein weißes Hemd hervor, während seine ganze Gestalt in einen langen Mantel aus samtähnlichem Stoff gehüllt war, der die staubig glänzende Farbe von Nachtfalterflügeln hatte: braun, grau und irgendwie zugleich silbern. Seine Hände steckten in weißen Handschuhen.

Unentwegt ließ der Dunkelhaarige das Messer nach vorne zucken, nur um es gleich wieder zurückzuziehen. Seine Hand hielt den Griff fest umklammert. Er kannte seine Waffe und wusste, wie er mit ihr umzugehen hatte.

Der Fremde mit dem gemalten grünen Blatt um das linke Auge war nicht bewaffnet. Er wich der Klinge ein ums andere Mal aus, sprang in die Dunkelheit der Schatten zurück, nur um einen Sekundenbruchteil später erneut aus der Schwärze hervorzuschnellen und mit einem Tritt oder Schlag den Mann mit den schwarzen Haaren zu treffen.

Auch der Glatzkopf war wieder auf den Beinen. Kurz schielte er zu der jungen Frau, die einfach nur reglos dalag. Das diffuse Licht der Straßenlaterne ließ Tränen und Blut auf ihrem Gesicht glänzen und machte die geschwollenen Stellen sichtbar, wo die Fäuste der Männer sie getroffen hatten.

Ein Tritt des Fremden aus dem Gefecht heraus nahm ihm die Entscheidung ab, die er vielleicht gerade hatte treffen wollen. Mit einem wütenden Schrei stürzte er sich auf die merkwürdige Gestalt, mit der sein Begleiter kämpfte.

Der Fremde mit dem weißen Gesicht wich dem Angriff geschickt aus, doch lenkte der zweite Mann seine Aufmerksamkeit auf ihn, sodass der erste seine Chance gekommen sah. Mit einem schmerzerfüllten Schrei riss der Fremde die linke Hand hoch, an der ein kleiner Schnitt den Stoff der Handschuhe teilte und Blut das Weiß rot verfärbte. Rot, das sich an der Messerklinge des Dunkelhaarigen tropfend spiegelte.

Dieser stieß ein höhnisches Lachen aus, während der Fremde in dem Mantel aus Samt und Flickern noch stumm seine verletzte Hand betrachtete, als wäre für einen Moment die Welt um ihn herum stehen geblieben.

Erst als auch der mit der Glatze in das Lachen einstimmte, hob der seltsame junge Mann den Kopf wieder und sah sie an. In seinen Augen tobte ein Sturm.

Und noch ehe einer der beiden Männer reagieren konnte, ließ der geheimnisvolle Fremde diesen Sturm frei. Wut, Verzweiflung und etwas, das späterhin keiner von ihnen hätte benennen können, machten ihn schnell und stark, und seine Schläge fanden ebenso ihr Ziel wie seine Tritte. Die beiden Männer konnten nichts anderes tun, als ihm auszuweichen.

Das Messer verfehlte sein Ziel und lag bald auf dem Boden, nahe der Frau, die sich immer noch nicht rührte.

Hatten die Männer zu Beginn noch geglaubt, einen Vorteil auf ihrer Seite zu haben, weil sie zu zweit waren, mussten sie schnell einsehen, dass sie sich geirrt hatten. Der weiß geschminkte Fremde mit dem gemalten Blatt über dem Auge ließ ihnen keine Chance, ihn zu überrumpeln. Stand er gerade dem einen mit dem Rücken zugewandt, um dem anderen einen Schlag zu verpassen, hatte sich dies schon gedreht, noch bevor der erste zuschlagen konnte. Setzten die beiden Männer dann doch einen Schlag – nicht einmal unbeholfen, sondern durchaus platziert –, entwischte ihnen der Fremde mit einem Satz in die Schatten, die ihn für einen kurzen Moment gänzlich zu verschlucken schienen, nur um ihn dann wieder auszuspucken.

Eine ganze Weile ging es so, wirbelnd und kreisend. Die beiden Männer versuchten, wegzulaufen, doch bot die Gasse in die eine Richtung keinen Ausweg, und der Fremde war ihnen immer den entscheidenden Schritt voraus, um sie aufzuhalten.

Am Ende lagen sie zusammengekrümmt auf dem Boden, stöhnend und ächzend.

Der weiß geschminkte Fremde stand über ihnen und musterte sie. Sein Blick fiel auf das Messer wenige Schritte entfernt, und mit ruhigen Schritten ging er hinüber, um die Klinge aufzuheben. Wie zuvor das Blut an seiner Hand betrachtete er jetzt die Waffe mit stoischer Ruhe, als hätte die Welt ein zweites Mal in dieser Nacht angehalten. Und mit der gleichen Ruhe lenkte er seine Blicke auch wieder von der Klinge fort, zurück zu den beiden Männern, die versuchten, auf die Beine zu kommen. Schon war der Fremde wieder über ihnen, ehe dass sie sich hatten erheben können.

Die Klinge des Dunkelhaarigen richtete sich nun gegen ihren Besitzer, einem Rasiermesser gleich legte der Maskierte das kalte Silber an seinen Hals.

Der Glatzkopf stierte ihn an, seine winzigen Äuglein verschwanden beinahe ganz unter den Schwellungen, die sich langsam bildeten. Vielleicht überlegte er für einen kurzen Moment, den Fremden erneut anzugreifen, doch als dieser den Druck des Messers auf die Haut seines Begleiters verstärkte und Blut unter der Klinge hervorquoll, dick und heiß und in der Dunkelheit leuchtend schwarz, versuchte er bloß, zurückzuweichen, fort von dem Fremden.

Seine kleinen Augen sahen, wie der Mann mit dem weißen Gesicht und der Melone auf dem hellen Haar seinen Kompagnon fesselte, womit, konnte er nicht sehen, doch weiteten sich seine Augen, als der Fremde nach einem kurzen Moment seinen Kopf drehte und ihn ansah, im Blick die gleiche Kälte, die er zuvor noch selbst ausgestrahlt hatte.

Panisch versuchte der Glatzkopf noch einmal, auf die Beine zu kommen, und als es ihm nicht gelang, rutschte er auf dem Hosenboden nach hinten, so rasch er konnte, vorbei an der Frau, die sich immer noch nicht regte, weiter und weiter, doch er war nicht schnell genug.

Schon war der Fremde in dem Mantel aus Samt neben ihm und stellte ihm den Fuß auf die Brust. Mit einem tadelnden Zungen-

schnalzen schüttelte er den Kopf, packte den Mann mit der Glatze am Kragen und zog ihn zurück zu der Stelle, an der der Dunkelhaarige schon lag, an Händen und Füßen gefesselt. Jetzt konnte der Glatzkopf auch erkennen, dass es Kabelbinder waren, die ihn hielten. Ebensolche Kabelbinder legte der Fremde mit dem grünen Blatt im Gesicht nun auch ihm an, bis er sich ebenso wenig mehr rühren konnte wie der Dunkelhaarige, in dessen Mund ein Taschentuch als Knebel steckte. Auch der Glatzkopf wurde auf diese Weise zum Schweigen gebracht.

Ganz am Ende kniete die seltsame Gestalt sich vor die beiden und sah sie an, eine ganze Weile, ehe er mit der gesunden Hand in die Tasche seines Sakkos griff und etwas hervorzog, ein winziges, jadegrünes Blatt an einem kleinen goldenen Karabiner, der vielleicht einmal zu einer Kette gehört hatte.

Mit einer fließenden Bewegung hängte er das Schmuckstück dem dunkelhaarigen Mann an den Reißverschluss seiner Jacke.

Dann neigte er den Kopf ein wenig zur Seite und lächelte, einem Maler gleich, der den letzten Pinselstrich erfolgreich auf die Leinwand gesetzt hatte.

Eine Weile lang verharrte er einfach so reglos vor den beiden Männern und musterte sie, las in ihren Augen, und später, als die Polizei die Gefesselten und die Frau vorfand, gaben sie benommen zu Protokoll, dass sie glaubten, in Nebel gefüllten Abgründen versunken zu sein, mit dem Gefühl, für immer darin gefangen zu bleiben, selbst jetzt noch. Sie sprachen von einer Kälte und einer Traurigkeit, wie der Herbst sie immer bringt.

Nachdem der Fremde sich von ihnen abgewandt hatte, überbrückte er mit federnden Schritten die kurze Distanz zu der jungen Frau, die zusammengekrümmt lag, wo man sie hatte fallen lassen. Vorsichtig strich er ihr mit den Fingern die Strähnen ihres roten Haares aus dem Gesicht.

Die junge Frau öffnete die Augen, nur einen Schlitz breit, und sah ihn an. Sein weißes Gesicht spiegelte sich im Braun ihrer Iriden.

„Es tut mir leid“, flüsterte er, nahm die Melone vom Kopf und offenbarte weißblondes Haar, ehe er ihr mit einer Berührung, zart wie der Flügelschlag eines Nachtfalters, erneut über die Wange strich, „dass dein Sommer sterben musste.“

Die Worte, die die junge Frau ihm zuflüstern wollte, wimmernd, zum Dank, aus Schmerz, verhallten ungehört in der Gasse, denn der Fremde war fort, verschwunden in den Schatten, aus denen er gekommen war.

- Ende der Leseprobe -